

III. Kapitel.

Mainaufwärts nach Frankfurt. Darmstadt, die Bergstrasse und Heidelberg.

Im Sonnenbrande ging die Fahrt mainaufwärts nach Osten. Die gut gedeckte Strasse weist besonders von Hochheim bis Höchst zahlreiche Steigungen auf, die sich jedoch von jedem geübten Radfahrer ohne Schwierigkeit überwinden lassen. Bei einer Temperatur von mehr als 20° Réaumur, wie sie heute herrschte, gehört diese Strampelei allerdings nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Hinter Hattersheim machte sich die Nähe der Stadt Höchst mit den weltberühmten Farbwerken bereits durch den penetranten Geruch von Chemikalien bemerkbar. Fast zu gleicher Zeit belebte sich die Strasse mit Radfahrern, von denen der eine abenteuerlicher aussah als der andere. Erstaunt ob dieser absonderlichen Ritter vom Pedal, erkundigte ich mich nach der Ursache dieses Corsos, und wurde daraufhin belehrt, dass diese Radfahrer Arbeiter der Höchster Farbwerke seien, denen die Fabrik in dankenswerter Weise Räder zur Verfügung gestellt, um ihnen den weiten Weg nach dem heimatlichen Dorfe morgens und abends zu verkürzen; eine wahrhaft nachahmenswerte Einrichtung seitens der Leitung dieses Etablissements. Hier steht das Rad im Dienste der Wohlthätigkeit; die Benutzung desselben ermöglicht es dem Arbeiter, der früher stundenweit zu gehen hatte, um in den Kreis seiner

Familie zurückzugelangen, heute in kürzester Zeit die bedeutende Kilometerzahl zu bewältigen. Der Arbeiter kann sich ungezählte Stunden mehr als früher seinen Angehörigen widmen, Gartenarbeit verrichten und sonstige häusliche Angelegenheiten in Ordnung bringen, die früher schwer auf den Schultern der Hausfrau lasteten.

Höchst ist ein freundliches Städtchen mit 10 000 Einwohnern und hübscher Kirche im Basilikenstil. In ungefähr einer halben Stunde durchfuhr ich die prächtige Allee von Höchst bis Frankfurt und damit hatte ich mein Pensum für diesen Tag absolviert. Ich stieg im Hotel ab, reinigte den äussern Menschen und befriedigte den knurrenden Magen. Sodann schnallte ich von meiner Maschine die unvermeidliche, lästige Gepäcktasche ab, säuberte das Rad und prüfte die Schrauben auf ihre Festigkeit. Alles war in tadelloser Ordnung, mein Dürrkopp hatte seine Schuldigkeit bis hierhin vollauf gethan, und mit festem Vertrauen auf diese Maschine, hoffte ich auch die noch übrigen mehr als dreitausend Kilometer unter einem glücklichen Sterne zurückzulegen.

Die ehemalige freie Reichsstadt Frankfurt ist im Jahre 1866 dem Königreich Preussen einverleibt worden und hat zur Zeit mehr als eine Viertelmillion Einwohner, von denen ein Zehntel israelitischen Glaubens ist. Frankfurt ist für Deutschland der Dorado der Juden. Letzteren ist auch offenbar der Ruf zu verdanken, den die Stadt als einer der Haupt-Geldplätze Europas geniesst. Die Frankfurter Polizei gestattet den fremden Radlern das Fahren in der Stadt ohne Nummer, gewiss ein Zeichen des Entgegenkommens den unzähligen Radlern gegenüber, die alljährlich das Weichbild der Stadt berühren. Diese Concession wird den fremden Radfahrern

leider nicht überall gemacht, und ich empfand dies als einen grellen Übelstand, der mir recht oft zum Verdruss und Nachteil gereichte. Auf dem Rade fuhr ich zuerst zur Rosen-Ausstellung, die für Kenner sehr viel Interessantes bot, und für mich manches Bemerkenswerte und Anregende zur Schau trug. Sodann sah ich mir flüchtig die übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt an, vor allem den grossartigen Bahnhof. Mitleidsvoll steht der Radfahrer vor diesem monumentalen Bauwerke, welches für ihn nicht existiert, an das er in keiner Hinsicht gebunden ist, dessen Züge seiner vergeblich harren, weil er die Eisenbahn mit ihren mannigfaltigen Widerwärtigkeiten nicht braucht. Sehenswert ist der Frankfurter Palmengarten, der dem des ehemaligen Königs von Hannover in Herrenhausen an Schönheit und Reichhaltigkeit der Gewächse fast gleichkommt. Interessant ist ferner der Besuch des Städel'schen Kunstinstituts, des altehrwürdigen Domes und des Göthehauses, sowie die Besichtigung der Mainbrücke und des regen Verkehrslebens auf dem Flusse. Die reichen Kaufläden kennzeichnen Frankfurt als Handelsstadt von grösster Bedeutung.

Wenn die Zeit es gestattet und Gelegenheit gegeben ist, versäume man nicht, dem prächtigen Musentempel, dem Opernhause einen Besuch abzustatten. Vor allem wird den Wagner'schen Tonwerken an dieser Bühne die sorgfältigste Pflege zu teil, die Tetralogie gelangt hier besonders gut zur Aufführung. Von diesem Kunsttempel schweiften meine Gedanken hinüber nach Bayreuth, der Hochburg Wagner'scher Kunst und dem Heiligtum des Wagnerianers. Gerade jetzt fanden dort vor einem aus allen Teilen der Erde herbeigeströmten Publikum die berühmten Festspiele statt, und mit Gewalt zog mich der Zauberton der

Bayreuther Fanfaren zu den Festspielen hin. Kurz entschlossen fuhr ich zum Telegraphenamt und bestellte mir eine Karte zum „Parsival“, den der edle Kaiser Friedrich ein „Mysterium von überwältigender Dramatik“ nannte und den ich, da er Eigentum der Bayreuther Bühne ist und nur dort aufgeführt werden darf, noch nicht gehört hatte. Einige Stunden später kam die Drahtnachricht, dass sämtliche Plätze für alle Vorstellungen verkauft seien. „Es wär so schön gewesen, es hat nicht sollen sein“. Mit diesen Worten Scheffels, die Nessler so trefflich vertont, tröstete ich mich; gegen das Unabänderliche war nicht anzukämpfen.

Zu früher Stunde musste mein Rösslein am nächsten Morgen wieder ins Zeug, und hinaus gings auf prächtiger Landstrasse durch Sachsenhausen nach Neuenburg und Darmstadt. Herrliche Wälder schliessen die Landstrasse nach beiden Seiten ein; ich fuhr dahin in der warmen Morgensonne und dachte eben darüber nach, ob ich wohl noch lange von schlechtem Wetter verschont bleiben würde. Ich hatte nämlich bis hierher das denkbar schönste Wetter mit leichtem Rückenwinde gehabt. Kurz vor Darmstadt blicke ich nach Westen und sehe, wie eine mächtige dunkle Wolkenburg am Firmamente aufsteigt. Man soll den Teufel doch nie an die Wand malen, denn kaum hatte ich meiner Verwunderung über die herrliche Witterung Ausdruck gegeben, als der Himmel sich auch schon mit diesem drohenden Gewölk überzog. Glücklicher Weise ging das Gewitter vorüber und ich kam mit trockenen Kleidern und bestaubter Maschine in Darmstadt an.

Hier gab es nicht allzuviel für mich zu sehen; wenn man grössere Städte wie Paris, London, Berlin, Hamburg und andere kennt, reizen die kleinen Resi-

denzen kaum noch. Darmstadt ist Haupt- und Residenzstadt des Grossherzogtums Hessen und hat 57 000 Einwohner. Breite Strassen, hübsche Parkanlagen und das mächtige Standbild des Grossherzogs Ludwigs I. gereichen der Stadt zur Zierde. Das grossherzogliche Schloss stammt zum Teil aus dem XV. Jahrhundert. Die jedermann zugängliche Hofbibliothek mit 600 000 Bänden und die Gemälde-Galerie bieten manches Interessante und Schöne. Noch einen stärkenden Trunk guten Pfälzer Weines, und bald trug mich und mein Stahlross die wohlgepflegte Decke der an Naturschönheiten so reichen Bergstrasse, die sich von Darmstadt bis Heidelberg erstreckt und 55 Kilometer lang ist.

Bei angenehmer Temperatur ging die Fahrt durch Bessungen und Eberstadt. Auf dieser Strecke, wie überhaupt fast auf der ganzen Bergstrasse, bietet sich dem Rheinländer ein Bild, welches er daheim nicht antrifft. Da fällt uns vor allem die ausgedehnte Gänsezucht auf, die Strassen der Ortschaften sind mit diesen Haustieren wie besäet. Aber einfältig ist dieser Vogel doch, mit gespreizten Flügeln stürzt er wutschnaubend auf den Radler zu, der doch der friedfertigste Mensch von der Welt ist. Man muss sich oft genug auf der Bergstrasse in Acht nehmen, dass die unbarmherzige Fahrmaschine in einer Gänseherde nicht blutiges Unheil anrichtet. Ferner fällt es uns auf, dass man auf der ganzen Strecke fast nur Barfüssler sieht, Gross und Klein läuft hier auf nackten Füssen. Ich philosophierte eben darüber, ob wohl die grössere Nähe von Wörrishofen hier ihren Einfluss geltend mache, als auch schon der Regen einsetzte, der in einen Landregen auszuarten schien. Aber nur das nicht, lieber Gott Pluvius, die armen Radler sind ja sonst rettungslos an die Scholle gekettet, können

nicht mehr strampeln und vorwärts streben, bitte guter Regengott, sende lieber ein halbes Dutzend Gewitter, als diesen einen abscheulichen Landregen. Und Pluvius schien gerührt ob dieser Bitte, denn die Physiognomie des Himmels wurde allmählig etwas freundlicher.

Die Strasse ist fast ganz eben und durchweg gut gepflegt, nichtsdestoweniger aber eben so schnell nass und schlüpferig wie andere Chausséen. Aus diesem Grunde zog ich es vor, auf das schöne Bankett hinauf zu fahren, welches unter dem schützenden Dache von dichtgepflanzten Obstbäumen hinläuft und daher länger trocken bleibt, als die Strasse selbst. Nicht lange erfreute ich mich dieses frevelhaften Vergnügens, als auch schon die würdige Hermandat in Gestalt eines dicken Gendarmen nahte, der mir schnarrend zurief: „In Hessen ist das Befahren des Banketts verboten!“ „Im Rheinland auch!“ war meine prompte Antwort, und damit sauste ich auf dem übrigens ganz menschenleeren Bankett unbeirrt weiter. Der arme Mann wird sich geärgert haben, aber ich konnte ihm nicht helfen, da der Selbsterhaltungstrieb bisweilen doch allzu gebieterisch seine Rechte fordert. Als Landgendarmen sollte man nur stramme junge Radfahrer anstellen, denn nur dann wäre den Radlern unter Umständen beizukommen. Berittene Wächter des Gesetzes können uns nicht allzusehr imponieren, weil sie uns nur im schlimmsten Falle, bei starken und langen Steigungen, einholen.

Der Boden wurde immer schlüpferiger, ich holte meinen „wasserdichten“ Mantel hervor, zog die Kapuze über Kopf und Mütze und war so eine Weile gegen den Regen, der immer intensiver wurde, gefeit. Lange dauerte auch diese Freude nicht, schon nach einer Viertelstunde fühlte ich bedenkliche Feuchtigkeit an Schultern

und Armen, und allmählig wurde ich nass wie ein begossener Pudel. Nun aber frisch drauf los, nach Weinheim zur Strassenbahn! Zum ersten Male auf der Tour machte sich das Fehlen der Schutzbleche unangenehm bemerkbar. Aber gegen den durch das Hinterrad emporgeschleuderten Schmutz war ich geschützt, indem ich mich auf den famosen Mantel setzte; so hatte er doch einen Zweck, den er auch zu meiner Zufriedenheit erfüllte.

Für Schutzbleche kann ich mich bei einer grösseren Tour nicht erwärmen, sie erhöhen das Gewicht der Maschine und wirken auf den Lauf des Rades infolge des Luftzuges, der sich darin fängt, und des Schmutzes, der sich in denselben ansammelt, meiner Ansicht nach, hemmend. Auch gereichen sie dem Rade keineswegs zur Zierde. Fast denselben Schutz gewährte mir, wie bereits angeführt, gegen das Hinterrad der Mantel und gegen das Vorderrad die Rahmentasche. Übrigens fährt der Tourenfahrer nur im Regen, wenn er muss, d. h. immer nur kürzere Strecken.

Die hübschen Städtchen Bensheim, Heppenheim und andere Ortschaften hatten heute in dem trüben Regenwetter keinen Reiz und der schöne Odenwald war in dichte Wolken gehüllt. Endlich kam ich nassetriefend nach Weinheim, wo mich die Strassenjugend mit Halloh begrüßte. Die Leute eilten vor die Thüre, starrten mich an wie ein Meerwunder, und die sonst so übermütigen Hunde gingen mir scheu aus dem Wege. Aus einem Hotelfenster begrüßte mich ein kräftiges „All Heil“, welches zu meiner grössten Freude von Leidensgenossen, radfahrenden Studenten aus Würzburg, herrührte, die hier vor dem Regen Schutz gesucht hatten. Selbst diese konnten sich eines mitleidigen Lächelns über mein Aussehen nicht entwehren. Als ich mein Exterieur im Spiegel

erblickte, erschrak ich vor mir selber, denn ich sah in der That absonderlich aus. Gerade wie mein Rad, war ich über und über mit Schmutz bedeckt, sogar bis zur Spitze der Kapuze, die, wie ich jetzt mit Entsetzen entdeckte, mit der buntgefütterten Innenseite nach Aussen an den Mantel angeknöpft war. Aus derselben ragte nur die neugierige Nase und die blaue Brille malerisch hervor.

Ein gutes, preiswertes Mittagessen nahm ich mit den Sportgenossen gemeinsam ein; nachher gab es einen fidelen Skat, dem sich eine musikalische Unterhaltung anschloss, bei der ein verstimmtes Klavier die Hauptrolle spielte. Mit der projektierten Besteigung des Melibocus, des aussichtsreichsten Berges im Odenwald, war es für heute nichts; ade schöne Bergstrasse, du machst an diesem Regentage ein gar zu trauriges Gesicht. So bestiegen wir denn den nächsten Zug der Strassenbahn und dampften frohgemut nach dem 13 Kilometer von Weinheim entfernten Heidelberg, wo wir vor Abend anlangten. Das war die erste Eisenbahnfahrt auf meiner Tour.

„Alt Heidelberg, du feine, du Stadt an Ehren reich, am Neckar und am Rheine, keine andere kommt dir gleich!“ An diese Worte Scheffels denkt unwillkürlich jeder, der die Stadt betritt. Mit dem sie hoch überragenden Schlosse, den waldigen Höhen, im schönen Neckarthale hingebettet, ist Heidelberg ein Juwel landschaftlicher Schönheit zu nennen. Kaum eine Stadt unseres weiten Vaterlandes kann sich mit ihr in Bezug auf die Lieblichkeit der Lage und Umgebung messen. Altehrwürdige Bauten und Denkmäler geben der Stadt ein vornehmes patriarchalisches Gepräge und die flotten Söhne der Alma mater, der im Jahre 1386 gegründeten Ruperto-Carola-Universität, umgeben das Heidelberger Leben mit dem Nimbus

der Fröhlichkeit. Die „Perle am Neckar“ zählt heute 36 000 Einwohner, darunter 1000 bis 1300 Studenten. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt fallen, wenn man von den Anlagen absehen will, bei einer Durchwanderung der zwei Kilometer langen Hauptstrasse, fast sämtlich ins Auge. Auf dieser Strasse zog ich mit meinen beiden Leidensgenossen von der Bergstrasse nach der erlittenen Unbill durch das Wetter seelenvergnügt dem alten herrlichen Schlosse zu. Wir hatten unsere Räder und Reise-Effekten im Hotel untergebracht und gleichzeitig den Hausknecht mit der Reinigung der Maschinen und Kleider beauftragt.

Feenhaft lag das herrliche Schloss vor uns, umflossen vom roten Glanze der Sonne, die mittlerweile den Kampf mit dem Wolkenmeer siegreich bestanden, und uns einen herrlichen Abend brachte. Auf dicht-belaubtem Wege stiegen wir empor, unbekümmert um die glitzernden Regentropfen, die von den Bäumen hernieder fielen und schritten bald über die Brücke in den weiten Schlosshof hinein.

Das stolze Bauwerk ist in seinem ganzen Umfange ein stummer Zeuge entschwundener Macht und verbliebenen Glanzes. Wenn diese bemosten Mauern reden könnten, was würden sie erzählen! Mit Ingrimm würden sie auf den Vandalismus hinweisen, mit dem die Kriegsknechte des Sonnenkönigs Ludwigs des XIV. von Frankreich ihre dereinstige Grösse der Vernichtung anheim gaben, wie diese rohen Söldnerscharen die schöne Pfalz verwüstet, das goldne Heidelberg in Brand gesteckt und es innerhalb weniger Stunden einem Schutt- und Steinhafen gleich gemacht haben. Die Chronik berichtet: „Ohne Unterschied des Standes wurden die Bürger niedergehauen und Weiber und Kinder elendiglich gemordet.“ So geschah es im Jahre 1693. Doch die Strafe erteilte die

stolze französische Dynastie ungefähr hundert Jahre später, sie ward von ihrem eigenen Volke in den Kot gezerrt, und Ludwig der XVI. büsste auf dem Schaffot für die Frevel seiner Vorfahren. Das französische Volk schlug sich mit der Revolution tiefe Wunden ins eigene Fleisch, die heute noch nicht vernarbt sind. Dafür, dass der korsische Usurpator Napoleon I. später unser Land und fast ganz Europa mit Krieg überzogen, Ströme Blutes und ein Meer von Thränen erzeugt, hat er sein Leben in der Einsamkeit St. Helenas beschliessen müssen. Noch war die Rache nicht erschöpft, nochmals wandte im Jahre 1870 ein französischer Machthaber seinen Blick nach Osten, nochmals suchte er seinen Erbfeind, das deutsche Volk, zu demütigen, ihm das schöne Rheinland und unter Umständen auch noch einmal die Perle Badens zu entreissen. Doch dieses Mal vollendete der Rachegott sein Werk; Frankreich wurde zerschmettert und damit ward den Franzosen alles das vergolten, was sie im Laufe der Jahrhunderte in deutschen Landen verbrochen. Mit welcher Befriedigung, mit welchem Stolze würden die Ruinen des Heidelberger Schlosses und die Überreste aller der am Rheine durch die Franzosen zerstörten Burgen auf das erstarkte und verjüngte Deutschland herniederblicken, wenn sie der Zeit und den Ereignissen hätten folgen können!

Das Heidelberger Schloss liegt 179 m über dem Neckar auf einem bewaldeten Vorsprung des Königsstuhls. Es ist die schönste und grossartigste Ruine Deutschlands, ein herrliches Denkmal deutscher Architektur. Das gesamte Bauwerk setzt sich aus verschiedenen Palästen zusammen; vor allen bewundern wir den schönen, im Stile deutscher Frührenaissance 1556 errichteten Otto-Heinrichsbau, ferner den ein-

fachen Friedrichsbau aus den Jahren 1601—1607, den in einer Mischung von Renaissance und Gotik 1549 aufgeführten Saalbau, das Bandhaus und den gotischen Ruprechtsbau. Das Schloss enthält die städtische Kunst- und Altertümersammlung und manches andere von Bedeutung.

Ein besonderer Anziehungspunkt für den Fremden ist das grosse sogenannte Heidelberger Fass, welches 212 422 Liter fasst; wehmütig steht man vor dem Ungeheuer, denn der Quell ist leider versiegt. Dem Fasse gegenüber steht das Standbild Perkeos, jenes Hofnarren Karl Philipps, der „an Wuchse klein und winzig, an Durste riesengross.“ Die Überraschung, die er dem Besucher bietet, soll hier nicht verraten werden, mag sie jeder an sich selbst erfahren. Der Pulverturm an der südöstlichen Seite des Schlosses besteht aus so fest gefügtem Mauerwerk, dass die äussere Hälfte desselben bei der Sprengung im Jahre 1693 wie ein Felsblock in den Schlossgraben fiel, wo sie heute noch in der ursprünglichen Gestalt zu sehen ist. Für Freunde der höheren Botanik lohnt sich ein Besuch des Schlossgartens, der im Jahre 1808 angelegt wurde. Derselbe ist mit Nadelholzkulturen bepflanzt und dient der Universität als forstbotanischer Garten. Von der grossen Terrasse im Schlossgarten hat man einen interessanten Überblick über das Schloss. Die Karte zur Besichtigung aller Sehenswürdigkeiten kostet eine Mark; der Führer, der den Fremden begleitet, giebt über die Geschichte des Schlosses, sowie über die wichtigsten Altertümer genügenden Aufschluss.

Nachdem wir die Hauptkuriositäten des Bauwerkes flüchtig in Augenschein genommen und uns das grosse Fass mit Sehnsucht nach einer guten Flasche edlen Rebensaftes erfüllt hatte, lenkten wir unsere

Schritte zur Gartenwirtschaft, die am Wege vom Schloss zur Terrasse liegt, und verplauderten heiter und gemütlich ein Stündchen beim perlenden Weine. Der Mond stand hoch am Himmel, als wir aufbrachen. Gigantische Schatten werfen die mächtigen Ruinen, gespensterhaft und vereinsamt liegt das Schloss im Silberglanze des Mondes, tiefe Stille herrscht rings umher; alles ist hier dazu angethan, des Menschen Herz mit Wehmut und Traurigkeit ob der Vergänglichkeit alles Irdischen und Schönen zu erfüllen.

An unserm Hotel angekommen, suchten wir sofort unsere Zimmer auf, denn nach den Strapazen des Tages waren wir alle der Ruhe bedürftig. Es gibt nichts unzuträglicheres für den Tourenfahrer, als übermässiger Genuss geistiger Getränke und allzu spätes Schlafengehen. Früh ins Bett hinein und früh und frisch heraus, nur so kommt man vorwärts und nur so kann der Radfahrer die Schönheiten, die sich ihm jeden Tag bieten, mit gesundem Geiste geniessen und würdigen. Die flüssigen Erfrischungen, die ich auf der Tour den Tag über zu mir nahm, bestanden hauptsächlich in Milch, und wo solche nicht erhältlich war, in Limonade oder Cognac mit Wasser. Bei den Mahlzeiten und abends nach des Tages Müh' und Last schadet ein Glas Bier oder eine Flasche guten Weines natürlich nicht, im Gegenteil man wird dadurch neu gestärkt und gekräftigt. Die Wirkungen des übermässigen Weingenusses lernte ich einmal vor ungefähr acht Jahren auf einer Radtour an der Saar kennen. Ich ging von dem Prinzip aus, dass der Wein in kleinen Quantitäten nach und nach genossen, wie auf den Kranken, so auch auf den Radler kräftigend wirke. Als ich in dem bergigen Terrain zwischen Saar und Mosel ermüdete, trank ich ein kleines Fläschchen Saarwein und fuhr darauf leichthin,

wie von neuem Feuer durchflossen, weiter; aber die Freude dauerte nicht lange, bald befand ich mich in einem noch schlafferen Zustande als zuvor, doch wiederum brachte mich ein Schoppen auf die Beine. Diesmal war die Wirkung des Weines auch eine augenblickliche, aber noch weniger nachhaltig als zuvor. So ging es noch mehrere Male fort; kurz vor Trier kam ich nur noch mit grosser Mühe vorwärts und musste den Rest des Weges zu Fuss zurücklegen, wobei ich vor Ermattung fast zusammenbrach. Schliesslich kam ich denn so müde und abgespannt in der alten Augusta Trevirorum an, dass ich kaum noch einer Bewegung fähig war und die Nacht hindurch vor Erregung fast nicht schlafen konnte. So etwas ist mir bis heute, trotz bedeutend weiterer Tagestouren nicht mehr passiert, da ich eingesehen habe, dass der Genuss geistiger Getränke auf die Leistungsfähigkeit des Radlers bei dem kleinsten Zuviel nachtheilig einwirkt. Ähnliche Erfahrungen habe ich auch bei grösseren Gebirgstouren und Kahnpartien in der Schweiz gemacht. Durch das Radfahren wird die Transpiration besonders an warmen Tagen bedeutend erhöht, und naturgemäss muss dem Körper ein Ersatz für die erhöhte Absonderung der Feuchtigkeit zugeführt werden. Nach meinem Dafürhalten sind Milch und Limonade, die besten der leicht erhältlichen Mittel, welche ihren Zweck vollständig erfüllen.